

# MERCI, MADAME LOTTI

Mit dem Dorf Ayobâ L'Espoir hat Lotti Latrous ihr Lebenswerk in der Elfenbeinküste vollendet. Wo Betagte und Arme einen Ort des Friedens finden, schöpft auch die geschwächte Entwicklungshelferin Kraft für die letzte Mission: ihre Nachfolge zu regeln.

— Text Gabriela Meile Fotos Sia Kambou/AFP



Besuchen Sie Lotti Latrous im Dorf Ayobâ L'Espoir: Halten Sie Ihre Handy-Kamera auf den QR-Code, und tippen Sie auf den Link, der auf dem Bildschirm erscheint. Geht auch: [sfvideos.ch/latrous](https://sfvideos.ch/latrous)



Farbenfrohes Ballspiel: Lotti Latrous mit Bewohnerinnen und Bewohnern des Dorfes Ayobâ L'Espoir – auf Deutsch «Guten Tag, Hoffnung».

«Er gibt mir Halt und Sicherheit»: Lotti über ihren Mann Aziz Latrous, hier beim Frühstück.



Bocciaspielen ist im Dorf ein beliebter Zeitvertreib – für Betagte ebenso wie für die Waisenkinder.



Helene Koukou geht wegen eines Oberschenkelhalsbruchs am Stock. Lotti Latrous begleitet sie.

Ein Ort des Friedens. Ein Ort, wo Körper und Geist zur Ruhe kommen, das schwere Herz leichter wird. Ein Ort, an dem es den Menschen an nichts mangelt. Weder an Nahrung noch an Geborgenheit. Ein kleines Paradies im Diesseits – für Schwache, Kranke, Verstossene und Alte. Davon hat sie lange geträumt. Nun, in ihrem siebzigsten Lebensjahr, da auch ihre Kräfte zu schwinden beginnen, hat sie ihr Ziel erreicht.

Ayobâ L'Espoir – auf Deutsch «Guten Tag, Hoffnung» – heisst die Siedlung für Arme, mit der Lotti Latrous, 69, ihr Lebenswerk vollendet hat. Seit über zwei Dekaden wirkt die Schweizerin in der

westafrikanischen Elfenbeinküste, kümmernd sich in ihrem «Zentrum der Hoffnung» um HIV-Infizierte, Bedürftige und elternlose Kinder. Sie überwand bürgerkriegsähnliche Zustände, politische Aufstände und 2016 die Zwangsräumung des Slums in Abidjan, in dem sie ihr Ambulatorium, ihr Hospiz und ihr Waisenhaus errichtet hatte. Sie liess sich nicht unterkriegen, sondern baute mit ihrem Mann Aziz Latrous, 75, alles in der vierzig Kilometer entfernten Stadt Grand-Bassam wieder auf. Im Winter 2020 stellte das Paar auf dem benachbarten Gelände zudem das Dörfchen Ayobâ L'Espoir fertig. «Damit ging mein letzter Wunsch in Er-

füllung. Jetzt kann ich abschliessen», sagt sie. Dreizehn Sandsteinhäuschen mit Dächern aus Stroh und Zement stehen unter Palmen um einen Innenhof. Darin haben sechs Betagte und fünf jüngere Beeinträchtigte sowie eine ganze Familie ein neues Daheim gefunden. Die Menschen haben traurige Vergangenheiten und Leiden wie Parkinson, Lähmungen, Herzkrankheiten, HIV, Rheuma oder Demenz. Dennoch sind Hoffnung und Freude in Ayobâ allgegenwärtig.

**Die Alltagsorgen vergessen**

Aus der Küche dringt Gesang, strömt der Duft von gebratenen Zwiebeln. Im Aufent-

haltsraum schneiden Frauen im Wind der Ventilatoren Mangos, Ananas, Bananen. Fröhliche Musik erklingt aus den Boxen. Jüngere führen Ältere über den Hof, Betagte spielen Boccia mit Kindern aus dem Waisenhaus. Lachen schallt durch die tropisch-feuchte Luft. Deshalb ist Madame Lotti, wie Latrous liebevoll genannt wird, gerne hier. Auch an diesem Wochenende. Nur wenige Meter liegen zwischen ihrem Haus neben dem Ambulatorium und ihrem Häuschen in Ayobâ, das sie und Aziz Latrous gelegentlich bewohnen. Hinter dem Eisentor, das die Siedlung vom übrigen «Zentrum der Hoffnung» trennt, kann sie die Alltagsorgen eine Weile vergessen.



Ayobâ L'Espoir liegt im Süden der westafrikanischen Elfenbeinküste.

Solche Auszeiten hat sie bei all ihren Herausforderungen nötig. Ihr Motto lautet: «Wer ein Leben rettet, rettet die Menschheit.» Und das tut sie beharrlich in einem Land, das trotz wachsender Wirtschaft von grosser Armut betroffen ist: Von den insgesamt über 25 Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern muss nahezu die Hälfte mit rund 250 Franken pro Jahr auskommen. Nahrungsmittel werden wegen der Corona-Pandemie und des Ukraine-Kriegs stetig teurer. Medizinische Behandlungen sind für die meisten erst recht unerschwinglich. Vor kurzem wurde eine Krankenversicherung lanciert. Doch nur sechs Prozent der Bevölkerung →



Ein Ort des Friedens für die Schwächeren der Gesellschaft: Gruppenbild mit Bewohnerinnen und Bewohnern sowie Lotti und Aziz Latrous.

*«Wir haben auch Jüngere aufgenommen, die Unterstützung brauchen. Sie ergänzen die Gemeinschaft wunderbar.»*

Lotti Latrous

sind bisher registriert. Lotti Latrous sagt: «Das System greift nicht.»

Darum braucht es Institutionen wie die ihrige.

Jemanden, der für die Menschen in den Elendsvierteln sorgt, wo sie in Hütten mit Wellblechdächern oder sogar bloss unter Marktständen schlafen. Und weil «einsame Betagte unter solch prekären Umständen auf ihren Tod warten», wollte Lotti Latrous ihr Ayobâ. In der Elfenbeinküste sind kaum Einrichtungen auf Seniorinnen und Senioren spezialisiert. Das rührt daher, dass die durchschnittliche Lebenserwartung bei knapp 62 Jahren liegt und lediglich drei Prozent über 65 werden. «Richtige Altenheime gibt es nicht», erklärt Lotti Latrous. Ursprünglich

schwebte ihr vor, mit Ayobâ eines zu erschaffen. «Aber dann haben wir auch Jüngere aufgenommen, die auf Unterstützung angewiesen sind.»

Zum Beispiel die geistig beeinträchtigte Sali Boundaline, 32, die ungewollt schwanger und mit ihrem Baby von der Familie verstossen wurde. Oder Aimée Akapkovi, 43, die mit ihrer Tochter vor ihrem alkoholkranken Bruder flüchtete, mit dem sie eine Unterkunft teilte. Im Gegenzug machen sie sich beim Kochen und Waschen nützlich, beschäftigen die Betagten oder die Kinder. «Sie ergänzen

unsere Gemeinschaft wunderbar», sagt Lotti Latrous.

Sie sieht zu den älteren Frauen, die Fruchtsalat zubereiten, zu den dösenden Männern auf den Terrassen. Als bald wird ihr Blick wehmütig. Sie, die seit 1994 zum Teil in der Elfenbeinküste lebt und ab 1999 ihr «Zentrum der Hoffnung» stetig erweitert hat, bereitet sich auf das Ende ihrer aktiven Zeit vor. «Ich bin müde und dünnhäutig geworden», sagt sie und weint, weil das Alter sie zum Aufhören zwingt. «Ich bin älter als die meisten Bewohnerinnen und Bewohner. Meine Lunge ist von Infektionen und Tuberkulose geschwächt. Und die Verantwortung lastet schwer auf meinen Schultern.» Des-



Lotti Latrous besucht im Krankenhaus die schwer kranke Marie-Rose Kore.



Sali Boundaline, geistig beeinträchtigt, lebt mit ihrem Sohn Umar in einem Häuschen.

Tägliches Training: Maurice Kouame lernt nach einem Schlaganfall an den Turnstangen wieder gehen.



halb sucht sie eine Nachfolge, die ab 2024 ihre Aufgaben übernimmt.

**Beeindruckende Fortschritte**

Noch pendelt sie jedoch alle zwei Monate nach Grand-Bassam. Dort herzt sie täglich ihre 35 Waisenkinder, setzt sich im Spital an das Bett von Sterbenden, empfängt unter der Woche im Ambulatorium eine schier unüberschaubare Menge an Leuten, denen sie finanziell unter die Arme greift, Hunderte Aids-Kranke sowie andere Patientinnen und Patienten. Mittlerweile ist die Anzahl HIV-Betroffener in der Elfenbeinküste zurückgegangen. Dennoch brauchen Hunderttausende regelmässig Medikamente.

Wie Maurice Kouame, 43, der seit einigen Monaten in Ayobâ wohnt. «Bonjour

Maaamiiii Lotti», ruft er, als er mit seinem Rollstuhl an ihr vorbei zu zwei eisernen Turnstangen fährt, an denen er trainieren will. Als Sozialarbeiter in einem Slum auf den Mann aufmerksam wurden, hatte er sein Zimmer drei Jahre lang nicht verlassen. Der HIV-Infizierte hatte seine Pillen abgesetzt und dadurch einen Schlaganfall erlitten. Seither war er bettlägerig, seine Frau überfordert. Erst in Ayobâ setzte er seine Therapie fort und blühte auf. Gestützt auf die Eisenstangen, übt er jeden Tag zu laufen, macht sogar leichte Kniebeugen. Lotti Latrous geht zu ihm und lobt: «Ihre Fortschritte sind beeindruckend.» Maurice Kouame grinst und bemüht sich noch mehr.

Die Menschen in Ayobâ sind weitgehend selbständig. Niemand bedarf rund

um die Uhr medizinischer Betreuung durch Ärzte oder Pflegerinnen. Verschlechtert sich der Zustand einer Person, kommt sie ins Hospiz nebenan. Manchmal verläuft der Weg allerdings umgekehrt: Alassane Ilboudo, 66, war zuerst im Spital von Lotti Latrous. Bei ihm hatte sich ein Hautkrebs bis auf den Knochen gefressen. Sein linkes Bein hätte amputiert werden müssen. Doch wegen der Coronapandemie wurde seine Operation verschoben. Obwohl Covid-19 die Elfenbeinküste nicht gleichermassen traf wie andere Länder – insgesamt werden rund 82.000 Fälle vermeldet, in der Schweiz sind es über 3,6 Millionen –, gab es einen Lockdown. Während Alassane auf seinen Termin wartete, wurde seine Wunde bei Latrous behandelt. Nachdem sein Eingriff →



«Wir waren ganz unten»: Hervé und Joëlle Wahi fanden in Ayobâ mit ihren Kindern ein Dach über dem Kopf.

Helene Koukou und Lotti Latrous zupfen einheimisches Blattgemüse fürs Abendessen.



Frauen, Männer, Kinder verschiedenster Konfessionen lauschen an der Messe Pastor Ouattaras Worten.



In der Kirche singen und tanzen die Leute – auch Lotti Latrous.



«Gott hat uns zu ihr geführt»: Alassane Ilboudo und Elisabeth Zogle mit «Maman Lotti».

**«Wenn anderer Schmerz dich nicht im Herzen brennt, verdienst du nicht, dass man noch Mensch dich nennt.»**

Saadi, persischer Dichter

hatte stattfinden können, besorgte sie ihm eine Prothese und nahm ihn in ihre Siedlung Ayobâ auf.

«Ich war vom Dörfchen überwältigt», erinnert sich Alassane Ilboudo, der ursprünglich aus dem Nachbarstaat Burkina Faso stammt. Auf der Terrasse seines Häuschens unterbricht er die Koranlektüre, um ein paar Worte mit Lotti Latrous zu wechseln. Er wäre gerne in seine Heimat zu seiner Frau und den beiden Kindern zurückgekehrt, die er seit über 20 Jahren nicht gesehen hat. «Aber ich bin mit zwei Beinen weggegangen, um Geld zu verdienen. Verarmt und mit nur einem Bein kann ich nicht retour», sagt er. Darum sei er froh über die Bleibe. «Danke für alles, Madame Lotti.» Er verbirgt sein

Gesicht hinter den Händen. Dann fügt er an: «Gott hat mich zu Ihnen geführt.» Lotti Latrous erwidert: «Tout ce que Dieu fait est bon.» – Alles, was Gott tut, ist gut. Mit diesem Satz verabschiedet sie sich und wischt eine Träne weg.

**Chance auch für Angestellte**

Wer Lotti Latrous kennt, weiss: Die Entwicklungshelferin weint oft – über das Leid, das den Menschen widerfährt, über «die Ungerechtigkeit in der Welt, über Hunger, Not und Tod». Seit Jahren lebt sie in der Elfenbeinküste. Doch abgebrüht ist

sie nicht. Will es nicht sein. Im Gegenteil. Sie zitiert den persischen Dichter Saadi: «Wenn anderer Schmerz dich nicht im Herzen

brennt, verdienst du nicht, dass man noch Mensch dich nennt.» Nicht minder weint sie aus Dankbarkeit darüber, dass ihr Mann Aziz sie stets unterstützt hat. «Ohne ihn hätte ich gar nichts bewirken können», sagt sie. Der ehemalige Nestlé-Direktor finanzierte einen grossen Teil ihrer Tätigkeit. Seit seiner Pensionierung ist er zudem häufiger im «Zentrum der Hoffnung» an der Seite seiner Frau. «Er gibt mir Halt und Sicherheit.»

Und er arbeitet unermüdlich. Während sie mit einigen Seniorinnen unter einem Baum Schatten sucht, marschiert er zwi-

**ZENTRUM DER HOFFNUNG**

Liselotte Latrous kam 1953 in Dielsdorf ZH zur Welt. Als Au-pair in Genf lernte sie ihren Ehemann Aziz, 75, kennen, der später Direktor in der Firma Nestlé wurde und in verschiedenen Teilen der Welt arbeitete. 1994 zog die Familie in die Elfenbeinküste, wo Lotti Latrous 1999 begann, ihr «Zentrum der Hoffnung» aufzubauen. Heute beschäftigen sie und ihre Stellvertreterin Marie Odile Gabet, 70, 85 Mitarbeitende. Ihre

Stiftung hilft Bedürftigen mit Sozialleistungen, behandelt kranke und sterbende Menschen, schult jährlich 750 Kinder ein und unterstützt rund 50 Studentinnen und Studenten. Für ihre Verdienste wurde Latrous unter anderem 2002 mit dem Adele-Duttweiler-Preis ausgezeichnet und 2004 zur Schweizerin des Jahres gewählt. Lotti und Aziz Latrous leben in Genf, Tunesien und in der Elfenbein-

küste. Sie haben drei erwachsene Kinder und drei Enkel.

**FÜR SPENDEN AUS DER SCHWEIZ**  
UBS AG, Schweiz, «Stiftung Lotti Latrous», Konto-Nr. 0240-428 654.00E, PC-Konto der Bank: 80-2-2, Clearing-Nummer: 0240, IBAN: CH44 0024 0240 4286 5400 E, SWIFT (BIC): UBSWCHZH80A

Mehr Infos: [lottilatrous.ch](http://lottilatrous.ch)

schen den verschiedenen Gebäuden hin und her, prüft dort die Elektrizität, da den Wasserdruck, flickt Kabel und Leitungen. Beim Vorübergehen ruft er dem Gärtner zu: «Den Basilikum sollst du dringend giessen. Der vertrocknet ja!» Er ist sichtlich stolz auf das Dörfchen und alles, was er mit dem «Zentrum der Hoffnung» erschaffen hat – aber er sagt lediglich: «Ich bin glücklich, wenn ich helfen kann. Das gehört zu meinem Leben. Lotti gehört zu meinem Leben.»

Aziz Latrous schult regelmässig Angestellte in Ayobâ. Er zeigt ihnen, wie sie kaputte Dinge reparieren und die technischen Anlagen warten können. Für viele ist der Job in Ayobâ eine Chance, die sie sonst kaum erhalten würden. Wie die Bewohner kommt auch das Personal aus →



Sie kann wegen Rheuma kaum stehen: Rebeca Tea in ihrem Häuschen in Ayobâ in L'Espoir.

schwierigen Verhältnissen. Etwa Hervé Wahi, 45, und seine Frau Joëlle, 32, die mit ihren sechs Kindern zwei Häuschen in der Siedlung bewohnen. Sie sind als Dorfchefs unter anderem für das leibliche Wohl der Leute zuständig, für deren Körperpflege, für Gymnastik, Spiel und Spass. Hervé erzählt: «Wir waren ganz unten. Ohne das Ehepaar Latrous wüssten wir nicht, wo wir heute wären.» Er hatte eine vielversprechende Zukunft als Jurist vor sich. Weil Joëlle schwanger wurde, brach er sein Studium ab und schlug sich mit Gelegenheitsjobs durch. Nirgends verdiente er genug. Joëlle sagt: «Irgendwann hatten wir nichts mehr und waren krank. Madame Lotti gab uns Medizin, Arbeit und ein Dach über dem Kopf.»

#### Der Glaube ist wichtig

Für diesen Samstagabend hat sich Joëlle Wahi etwas Besonderes ausgedacht: einen Nudel-Plausch für Gross und Klein im Aufenthaltsraum Ayobâs. Kinder und Erwachsene finden sich nach und nach ein, schlemmen Spaghetti bolognese. Lotti Latrous sagt: «Die wenigsten hatten früher drei Mahlzeiten am Tag. Manche hatten nicht einmal eine. Jetzt geniessen sie jeden

**«Die wenigsten hatten früher drei Mahlzeiten am Tag. Manche hatten nicht einmal eine.»**

Lotti Latrous

Bissen.» Nach dem Essen stimmen einige spontan ein Lied an. Rebeca Tea, 65, die wegen ihres Rheumas fast nicht mehr stehen kann, gibt den Ton an. Helene Koukou, eine Frau um die sechzig, die ihr genaues Alter nicht kennt und wegen eines Oberschenkelhalsbruchs am Stock geht, erhebt sich, um zu tanzen. Gilbert Gnae, 74, ein ehemaliger Missionar mit Parkinson und Herzleiden, klopft den Rhythmus auf dem Tisch, sein 29-jähriger, querschnittgelähmter Sohn Samuel wippt mit dem Kopf. «Amen» und «Inschallah» hallen durch die Nacht. Beides bedeutet: «So Gott will.»

Der Glaube ist in der Elfenbeinküste wichtig. 43 Prozent der Bevölkerung gehören dem Islam an, 34 Prozent dem Christentum und 4 Prozent traditionellen afrikanischen Religionen. In Ayobâ leben Katholiken, Protestantinnen und Muslime. Für die meisten von ihnen macht es keinen Unterschied, ob sie einem Imam lauschen oder einem Pastor. «Gott ist

immer derselbe», sagt Madame Lotti.

An diesem Sonntag versammeln sich Frauen, Männer und Kinder jeder Konfession in der Kapelle, die Lotti Latrous neben einer kleinen Moschee erbauen liess. Alle Plätze sind besetzt, und Lotti Latrous flüstert mit einem Augenzwinkern: «Meine Kirche ist immer voll.» Die Leute singen, jubeln, klatschen.

Das Wochenende neigt sich dem Ende zu. Lotti Latrous stehen wieder arbeitsintensive Tage bevor. Im Hospiz liegt eine Frau im Sterben, die sie die ganze Nacht in den Tod begleiten wird. Für solche Aufgaben hat Latrous in Ayobâ Kraft geschöpft. «Wer weiss», sagt sie, «vielleicht verbringen Aziz und ich dereinst hier unseren Lebensabend.» Spätestens in zwei Jahren wird das Paar bloss noch in die Elfenbeinküste reisen, um sich Ferien zu gönnen, mit den Betagten der Siedlung im Schatten zu sitzen und den Kindern beim Spielen zuzusehen. ■

#### LOTTI LATROUS IM TV

«Reporter»: «Lotti Latrous. Ein Leben für die Armen», Mittwoch, 8. Juni 2022, 21.00 Uhr auf SRF 1.

# Das Angebot des Jahres!

## Für das Magazin des Jahres.



Jetzt bestellen:  
beobachter.ch/kennenlernabo

